

ÖKONOMIE? – PLÄDOYER FÜR DIE UNBERECHENBARKEIT DES LEBENS

Liebe Gemeinde

Am vorletzten Sonntag (siehe Predigt vom 18.11.14) liessen wir uns hier das Wunschprinzip: „Mehr desselben“ in Frage stellen. Leitend dabei, war die Bibelstelle (Lk 17), wo die Jünger Jesus um mehr Glauben baten. Auf den ersten Blick ist das ja ein guter Wunsch. Jesus sieht das anders: Glaube, Vertrauen ist keine Frage der Menge. Vertrauen funktioniert nicht nach ökonomischen Grundsätzen. Es geht vielmehr um eine Kraft die sich im Unscheinbaren entfaltet. Mit dem Wunsch nach „Mehr desselben“, riskieren wir in Vertrauensangelegenheiten nur eine sinnentleerende Inflation.

Jesu Kritik liesse sich frei so zusammenfassen. Wäre euer Vertrauen auch nur so gross wie ein Senfkorn ... dann hättet ihr schon Kraft genug, Bäume auszureissen und Berge zu versetzen.

Der Hinweis auf das Unscheinbare rückt die Qualität ins Zentrum. Das Unterschätzte gewinnt an Wert vor allem Berechenbaren und Messbarem. Nicht die Quantität misst, was wir vermögen. Bedeutung entsteht nicht durchs nach- oder aufrechnen. Sichtbar wird in unserer Geschichte heute eine Qualität. Und so kann „Weniger“ mehr sein, weil das Wenige schön und an sich wertvoll erscheint.

Die Szene von der armen Witwe beim Kollektenkörbchen ist nicht nur eine Absage an das verhängnisvolle „Mehr-desselben-Prinzip“ sondern ganz grundsätzlich eine Kritik an der Berechenbarkeit des Lebens. Wenn wir nach der inneren Ökonomie des Lebens fragen, kann die Antwort nicht eine rein quantifizierende, und materielle Denken.

Dennoch ist in unserem Abschnitt explizit vom Geld die Rede. Jesus scheut das Tabu Thema nicht. Die Szene nimmt die gottesdienstliche Handlung am Ende des Synagogengottesdienst auf, die wir auch in der Ritual zum Ritual zählen. Wir haben sie ja von unseren Vorfahren im Glauben mit gutem Grund übernommen. Jesus beobachtet also an der Schwelle des Bethauses, wie sich die Menschen verhalten.

Üblich wäre bis heute, dass man wegschaut, wenn es ums Geld geht. Jesus schaut hin. Nicht kontrollierend aber im Sinne der Bewusstmachung. Es geht ihm noch um mehr als um das Prinzip: „Tue-Gutes-und-rede-davon“ das sich im Zusammenhang mit Wohltätigkeit heute etabliert hat. Sein Hinschauen geht anders.

Es ist gut, dass das Spenden in der Kirche heute meist diskret und im Stillen stattfindet. Wo das Tabuisieren aber zum Versteckspiel wird, da ist Hinschauen und Davon-Reden bestimmt besser. Wir haben eben vergangene Woche in den Nachrichten gehört, wie verdeckte Spenden sich ins Gegenteil dessen verkehren, was sie eigentlich sein wollen. Spenden ist eine Herzenssache und kann darum kein manipulativer, strategischer Akt sein.

Aber eben im Stillen kann man auch ganz schön berechnend sein. Im Stillen und im Verborgenen blühen unsere berechnenden Phantasien und Strategien, die sich an selbstgewählten Formeln einer scheinbar objektiven Verhältnismässigkeit orientieren und unser Spende-verhalten mitbeeinflussen können.

Nicht nur das Abziehen von den Steuern kann ein fremdes Motiv sein auch mit Blick auf das Vererben fallen Spenden gezielt grosszügiger oder zurückhaltender aus. Im Verborgenen geschieht manchmal Offensichtliches, das nur deshalb verborgen bleiben soll, weil wir nicht dazu stehen können.

Jesus schaut hin. Wenn er vom Geld spricht will er die Nachrechnerei nach unseren ökonomischen Überlegungen gerade nicht. Denn das Leben lässt sich nicht einem ökonomischen Prinzip unterordnen. Wenn wir es tun, leben wir am Leben vorbei. Wir werden berechnend, schenken und spenden mit dem Kopf statt von Herzen.

Darum schaut Jesus anders hin. Er stellt nicht bloss. Im Gegenteil. Denn er beobachtet nicht mit dem Interesse fürs bare Geld. Er sieht zuerst die Menschen, die geben und rechnet nicht nach. Schon gar nicht nach einer starren Formel. Jesus differenziert und wird so den Gebenden gerecht. In der Geschichte ist es die Witwe, die seine volle Sympathie hat. Wohlwollend und schützend ist sein Blick,

wo wir sonst das Tabu stützten, wenn wir nicht hinzuschauen wagten. Jesus schützt Menschen aber nicht die Geheimnistuerei.

Er schützt die reichen Geber **und** die arme Geberin, die betragsmässig wenig geben kann, weil sie wenig hat. Denn sein wohlwollender Blick deckt noch etwas ganz anderes auf, als ihre Armut.

So sieht er die Witwe. Aber er sieht nicht nur sie. Er hält fest, dass viele viel spenden. Dass viele viel spenden, bis auf den heutigen Tag, das ist erfreulich. Selbstverständlich ist es nicht. Es besteht ja kein Zwang. Es macht ja Freude, wenn es von Herzen geschieht. Die Kollekte ist ja kein Eintrittspreis im Nachhinein. Eher so etwas wie eine Schlussfolgerung aus dem Evangelium. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“, schreibt Paulus im Korintherbrief.

Jesus sieht die arme, alleinstehende Frau. Ihr fehlt nicht nur der Mann sondern auch das Auskommen. Und Jesus stellt fest, verglichen mit den Reichen, die viel geben, gibt sie wenig, sehr wenig. Der Wert der beiden griechischen Münzen, die sie einwirft, hätte heute etwa eine Kaufkraft von 5 Rappen. Das ist wirklich wenig auch wenn man die Kaufkraft von 5 Rappen in der damaligen Zeit mitberücksichtigt.

Was auffällt: Jesus vergleicht die arme Person nicht mit den Reichen. Er setzt ihre Gabe nur in Beziehung zu dem, was ihr bleibt, wenn sie so gibt, wie sie es gerade getan hat. So gesehen erscheint ihre Spende riesengross. Sie gibt in der Grössenordnung dessen, was sie eigentlich für ihren Lebensunterhalt dringend bräuchte. Ihre Gabe ist mehr als milde. Sie trägt alle Züge der Hingabe. Sie hätte, was sie gibt selber bitter nötig. So wird ihr Geben existentiell. Sie gibt, was sie hat.

In einem Gedicht von Rose Ausländer taucht exakt diese Wendung auf im Blick auf die Endlichkeit und Vorläufigkeit unseres Daseins: „Noch bist du da, sei was du bist, gib was du hast.“

Das ganze Gedicht aus dem ich zitiere geht so:

Wirf deine Angst in die Luft
Bald ist deine Zeit um
Bald wächst der Himmel.
Unter dem Gras fallen deine Träume ins nirgends.
Noch duftet die Nelke
Noch singt die Drossel,
doch darfst du lieben
Worte verschenken.
Noch bist du da.
Sei, was du bist
Gib, was du hast.

In diesem Kontext von Jenseitigkeit hat der Appell zur Diesseitigkeit sein Gewicht und seine Bedeutung. Hier und Dort, Im Haben und im Sein ist kein Entweder – Oder! Es ist ein „und auch“. Erst recht unter dem Aspekt der Vergänglichkeit unseres Seins, erst recht unter dem Aspekt unseres Seins jenseits unserer physischen Grenzen.

Liebe Mitfeiernde, sie haben es gemerkt, diese Predigt ist keine Ökonomievorlesung. Es geht nicht einfach ums Geld. Es geht um unser Weggeben und Zugeben. Weg vom Angeben zum Hingeben. Es geht um unser Vermögen und unser Können um unser Hab und Gut. Um nötiges Lebensmittel und ums Gönnen.

Das innere Abwägen, was *wir* zu gut haben und wie andere auf unsere Güte angewiesen sind, gehört zum Leben, wie das Einatmen und Ausatmen. Wie anders wären wir lebendig, wie anders könnten wir froh und dankbar sein.

Das Leben geht nicht auf wie eine Rechnung. Darum brauchen wir auch weder Neunerprobe noch Schlussbilanz im Sinne einer Abrechnung oder eines quod erat demonstrandum. Am Ende unseres Lebens geben wir uns doch mit allem was in uns ist und uns geblieben ist, hin.

Und so können wir auch mitten im Leben nicht nachrechnen, warum es uns gut geht, und kein Bisschen weiter kommen wir mit dieser Bilanz, wenn es uns nicht gut geht. Wir schauen in die verkehrte Richtung wenn wir es zu ergründen suchen, ob es uns neben fehlendem Geld auch an Gesundheit, Glück und Frieden mangelt. Der Weg des Lebens geht in eine andere Richtung, darum führen uns Ökonomie und Nachrechnen nicht weiter.

Wir können weder unser Glück noch unser Unglück als verdient ansehen. Fragen wie; „ warum gerade ich“ oder „Warum so und nicht anders..“, bekommen weder im Schweren noch im Guten eine

lebensstiftende Antwort. Denn wir haben das Leben nicht verdient, wir haben es geschenkt bekommen.

Im Grunde ist uns das bewusst. Wir reden heute oft und viel von Lebensqualität. Darum geht es Jesus und weitet den Horizont. Die Rechnung geht darum nicht auf, solange wir sie mit den Ressourcen anstellen, die *wir* meinen zur Verfügung zu haben und beitragen zu können. Ist unser Leben denn nicht mehr als bloss unser Leben. Ist es nicht auch noch mehr als das, was wir aus unserer Sicht meinen anderen geben können.

Natürlich haben wir Teil an diesem grossen Geheimnis, wahrscheinlich ist es noch viel, viel grösser als wir es schätzen. Weiter und tiefer, als was wir von ihm bis dahin verstanden und erfahren haben. Zum Staunen. Aber manchmal erschrecken wir eben auch.

Darum beginnt Rose Ausländer ihr Gedicht mit dem Satz. Wirf deine Angst in die Luft!

Und wenn wir sie erst einmal in die Luft geworfen haben unsere Angst dann wird sich auch der Umgang mit unseren Lebensmitteln und den Mitteln zum Leben entsprechend ergeben.

Angstlos, unberechnend, offen.

Vertrauen statt Gesetz.

Hingabe statt Berechnung .

Werfen wir die Angst in die Luft, als seien es die zwei Münzen der armen Witwe, die für sie alles ist. Werfen wir die Angst in die Luft, dann wird auch unsere Kollekte wie die Gabe der Witwe nicht bloss Spende sondern Gottesdienst. Sie gibt nicht einfach nur, was sie hat. Sie gibt sich. Sie begibt sich hinein ins Leben ohne Fallnetz und Versicherung.

Das Leben ist Gabe nicht Habe. Das Leben ist ein Gut. Leben wird Leben, wenn wir uns hineingeben, wenn wir uns hingeben. Ich meine nicht Opferung sondern Liebe. Die Liebe ist immer reflexiv sie gilt dem anderen wie mir selbst.

Ob die Liebe und unser Vertrauen in Gott gross und stark genug ist, das zu fassen zu verstehen und ertragen zu können?

Dazu hat Jesus wie eingangs erwähnt anderswo schon eine träge Antwort gegeben. Die Grösse eines Senfkorns zeigt, wie wenig Vertrauen, wie wenig Liebe viel bewirken kann.

Ähnliches zeigt sich im Blick auf die Witwe in unserer Geschichte heute. Jesus sagt: Die Witwe Frau hätte aus ihrem Mangel gegeben. Was so paradox klingt macht deutlich, wie wir leben können. Allem Mangel zum Trotz. So überleben wir, leben über dieses Leben hinaus offen und hoffend, im Vertrauen.

Amen.